

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 148 (1869)

Artikel: Das Leben ist der Güter höchstes nicht : der Uebel grösstes aber ist die Schuld!
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373379>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

7) Bemerkenswerth ist, was Walser's Chronik über den 1669er Sommer berichtet, nämlich: „An. 1669. war der ungewohnt heiße und trockene Sommer. Man hat im Land Gersten angesät und eingeerntet, daß mittler Weile kein Regentropfen gefallen. Vom 1. May an bis zu Martini hat es nicht so viel geregnet, daß die Bäche davon hätten trüb werden mögen. Die meisten Brunnen und Flüsse sind vertrocknet und entstand ein grausamer Wasser-Mangel. Ungeachtet der großen anhaltenden Tröckne dauerte die wohlfeile Zeit immer fort, und konnte man das beste Viertel Korn für 27. Kr. haben. Korn, Obst und Wein ist gar wohl gerathen, und ein außerordentlich süßer und guter Wein gewachsen, so fünf Kreutzer gelaufen worden.“

8) Nach authentischen Berichten war die Ernte in Württemberg seit 20 Jahren die beste nach Menge und Güte.

9) Am 24. Juli wurde in Weil, wo ein vorzüglicher Marktgräser wächst, neuer 1868er Wein getrunken.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht — der Aebel größtes aber ist die Schuld!

I.

Es war am Sylvester des Jahres 1836. Das alte Jahr nahm in seiner grimmigsten Gestalt Abschied von der Menschheit; im funkelnden Eismantel brauste der Sturm durch die Straßen. Was kümmerte aber das die jubelnden Menschen, welche bei Spiel und Becherklang dem neuen Jahre ins Antlitz schauen und es jauchzend begrüßen wollten. Freilich war nicht überall Jubel und Lust; es gab wohl manches Herz, das von Kummer und Sorge gepeinigt wurde, manches Haus, wo Noth, Krankheit und Jammer nicht weichen wollten mit dem alten Jahre.

So war's freilich immer und wird auch ewiglich bleiben, so lange es eine Erde giebt mit ihren Menschen und Leidenschaften.

Vor einem Gasthose in Schleswig stand eine Frauengestalt, dicht verhüllt mit Mantel, Hut und Schleier, und horchte unbeweglich auf den wilden Lärm im Innern. Zuweilen zuckte sie zusammen, ob sie wohl eine bekannte Stimme durch das wüste Toben erkenne. Ein Kellner trat in diesem Augenblick vor die Thür und spähte in das eisige Wetter hinaus; er konnte die Frau in dem Dunkel der Nacht nicht erkennen. Der Kellner wollte sich fröstelnd zurückziehen, als die Frau sich hastig näherte und mit leiser, zitternder Stimme fragte: „Entschuldigen Sie, ist Doktor Heinze vielleicht in Ihrem Hause?“ „Natürlich, das ist ja unser täglicher Gast,“ lachte der Kellner. „Wollten Sie wohl die Güte haben, ihm dieses Billet einzuhändigen?“ fuhr die Frau feuchend fort. „Geben Sie her.“ Der Kellner verschwand mit dem Billet. Die Frau wartete wieder in der dunkeln, eisigen Nacht; Betrunkene zogen singend und lärmend vorüber; sie drückte sich in einen Winkel und nur Gott mochte es sehen, wie die Thränen ihr über das bleiche, eingefallene Antlitz rannen. So wartete sie noch eine lange, lange Zeit, aber der Erwartete kam nicht. So muß ich heimkehren ohne ihn, flüsterte sie mit halbersticker Stimme — die Bitte seines Weibes, die ihn aus Lager des kranken Kindes ruft, hat keine Macht mehr über ihn. Sie zog den Schleier dichter vors Gesicht und entfernte sich, Anfangs zögernd, doch immer in der Hoffnung, der Gatte werde sich losreißen und der Stimme der Pflicht folgen. Vergebens!

Zu Hause fand sie alles so still, so tobtodähnlich. Eine furchtbare Angst überfiel sie und verdrängte jedes andere Gefühl. Zitternd öffnete sie die Stubenthür und ihr erster Blick fiel aufs Sopha, wohin sie ihr vierjähriges Mädchen

gebettet hatte. Ein schöner Knabe von 12 Jahren saß am Tische, den Kopf gestützt; so war er leicht eingeschlummert. Geräuschlos und in angstvoller Hast entledigte die Mutter sich des Hutes und Mantels und trat zu ihren Kindern. Der Knabe fuhr bei ihrer leichten Berührung empor und starrte sie erschrocken an. „Mutter, du bist's? Gottlob! Emmi ist eingeschlafen. Du bleibst so lange.“ — Sie hörte nicht, was der Knabe sagte, angstvoll hastete das Mutterauge auf dem bleichen Antlitz des kranken Kindes. Sie neigte ihr Ohr an seinen Mund, ergriff die Händchen. Alles eiskalt, kein Athemzug mehr! Da stieß die arme Mutter einen herzzerreißenden Schrei aus und sank mit dem Ausruf: Tobt, tobt! zu Boden. „Mutter! Mutter!“ jammerte der Knabe, „wilst du auch sterben, dann nimm mich mit, laß mich nicht allein bei dem Vater!“ Die Unglückliche richtete sich langsam auf und flüsterte, sich das braune Haar aus der weißen Stirn streichend: „Dein Vater — er kehrt nicht heim — er jubelt und zecht, während sein Kind hier gestorben. Gott pocht mit dem Finger des Todes an seinen verstockten Sinn!“ Sie riß den Knaben an ihr Herz und küßte ihn. „Armes Kind, armes Kind!“ schluchzte sie, „Gott schenke uns beiden Frieden mit deiner Schwester.“ Da tönten draußen eilige Schritte, man hörte die Thür leise öffnen und von innen verriegeln. Dann kam es die Treppe herauf, wie Geisterschritt — das konnte der Vater nicht sein. Die Mutter erhob sich, ergriff die Lampe und verließ die Stube. Der Knabe wollte ihr ängstlich folgen. „Bleib hier, Walter! Die Schwester thut dir nichts, sie ist ein Engel!“

Draußen an der Treppe lehnte eine hohe Gestalt, ein Mann mit schneebedecktem Mantel, bleich, athemlos, kaum im Stande, sich aufrecht zu halten. „Bist du es, Karl?“ fragte die Frau mit leiser Stimme, indem sie näher trat und die Lampe zitternd emporhob — es graute ihr vor dem eigenen Gatten. „Allmächtiger Gott! Was soll das?“ schrie sie plötzlich auf. „Ist mein Elend noch nicht groß genug? Wenn mein Mann jetzt“ — „Still,“ unterbrach der Mann sie flüsternd, „wenn dir mein Leben noch was gilt, kein Wort mehr, Agnes! Ich werde verfolgt, du mußt mich retten!“ Die Frau starrte ihn entsetzt an und schüttelte dann verzweifelt den Kopf. „Hörst du die Verfolger, Agnes?“ fuhr jener fort, „wenn noch ein Fünkchen der Erinnerung vergangener Tage in deinem Herzen lebt, dann wirst du mich retten, es gilt Leben und Freiheit.“ Draußen schien es wirklich, als ob ein dumpfer Lärm sich dem Hause näherte. „Nun

wohl," sprach der Mann jetzt mit finsterner Entschlossenheit, "ich habe mich geirrt — und du hast auch recht — Flucht ist Feigheit — ich werde mich ihnen stellen, aber nur mit dem Degen in der Hand." Er schlug den Mantel zurück, unter welchem eine Offiziersuniform schimmerte, riß den Degen heraus und stürzte die Treppe hinab. „Bleiben Sie!" rief die Frau ihm mit gewalttätiger Anstrengung nach. „Was auch geschehen sei, ich will nichts wissen. Sie sollen gerettet werden." Der Offizier war in zwei Sätzen oben. Sie schritt rasch voran, noch eine Treppe höher; hier öffnete sie eine Bodenkammer mit einem Winkel, der zum Versteck eingerichtet zu sein schien. „Bleiben Sie hier; ist die Gefahr vorüber, lehre ich wieder." Sie gieng rasch hinaus, verriegelte die Thür und kehrte zu ihren Kindern, dem Lebenden wie dem Todten, zurück. Walter hatte sich zu dem schlafenden Engel gesetzt und das kalte Händchen desselben gefaßt. „Ich habe mich nicht gefürchtet, Mutter!" sagte er traurig. „Warum hältst du die Hand des Schwesterchens, mein Sohn?" fragte sie, ihm lieblosend die Wange streichelnd. „Ich habe Emmi etwas in die Hand gelobt." „Was hast du ihr gelobt, Walter?" „Ein kluger und guter Mann zu werden, der die Mutter niemals verlassen will." „Mein geliebtes Kind! Gott gebe seinen Segen dazu!" Sie weinte heftig und schloß den Sohn in ihre Arme.

Wie eine Lawine kam der dumpfe Lärm auf der Straße jetzt näher. Die Mutter horchte angstvoll. Die Thür wurde geräuschvoll geöffnet; sie hörte, wie etwas schwer im Gang niedergelegt wurde. Dann kamen Schritte die Treppe herauf, es wurde geklopft, sie vermochte keinen Laut von sich zu geben. Ein Herr trat ins Zimmer. Es war ein bekannter Arzt. „Ich bin untröstlich, geehrte Frau Doktor!" so begann er mit bekümmelter Miene, „vom Geschick dazu auserselbst zu sein, der Ueberbringer einer entsetzlichen Botschaft zu sein. Ihr Gatte" — „Was ist geschehen?" rief die Frau mit starrem, weitgeöffnetem Blick, „was ist meinem Manne widerfahren?" „Er ist von ruchloser Hand schwer verwundet." „Gerechter Gott!" Sie erhob sich, stieß den aufschreienden Walter von sich, taumelte hin und her und brach dann bewußtlos zusammen. Der Arzt wußte nicht, zu wem er sich zuerst helfend wenden sollte. Er trug die Unglückliche nach dem Sopha und lehnte sie zu den Füßen des todten Kindes in die Ecke. Dann kamen die Männer mit der Bahre, worauf der Verwundete lag. Er war sorgfältig verbunden und eingehüllt — doch, als man ihn in der Kammer auf sein Bett legte, erkannte der Arzt, daß der Tod bereits eingetreten sei. Außer einigen Polizeibeamten hatte sich alles wieder entfernt. „Ob wir dieses Haus nach dem Mörder durchsuchen?" fragte einer der letzten halblaut. „Dagegen muß ich protestiren," sagte der Arzt. „Dieses Haus des Unglücks und des Todes muß Ihnen heilig sein, da es ein Aberglaube wäre, anzunehmen, der Mörder habe sich in das Haus seines Opfers geflüchtet. Und sehen Sie hier, was ich soeben erst bemerkte, auch dieses Kind ist todt. Arme Frau!" Die Polizeibeamten entfernten sich geräuschlos und ließen den Arzt an der Stätte des Unglücks allein.

Es gelang diesem auch bald, die Bewußtlose ins Leben zurückzurufen und ihr den Tod des Gatten so schonend

als möglich mitzutheilen. Ihre Verzweiflung schien in eine starre Ruhe übergegangen zu sein, welche mit allem im Leben abgeschlossen. „Soll ich hier bleiben, arme, liebe Frau?" fragte der Arzt mit wirklicher Sorge und Theilnahme. Sie schüttelte den Kopf. „Ich werde die Todtenwacht allein halten." „Das geht nicht; ich sende Ihnen unser Dienstmädchen. Sie dürfen nicht allein bleiben." Die Frau des Doktor Heinze hat sich schon lange ohne Magd beholfen. „Ich danke Ihnen, Herr Doktor! Ich bin stärker, als Sie glauben, und dann bin ich auch nicht allein, mein Walter ist ein starker, muthiger Knabe. Ach, das Unglück, wo es so schnell schreitet, reißt das Kind zum Manne und macht aus dem schwachen Weibe eine Heldin. Es ist besser, daß wir das neue Jahr allein antreten — allein mit unserm Geschick, allein mit den Todten." Der Doktor fühlte ihren Puls, schüttelte traurig den Kopf und entfernte sich endlich, die starke, muthige Seele dieser Frau bewundernd.

„Willst du schlafen, Walter?" fragte sie nach der Entfernung des Arztes den Knaben. „Ich bin nicht müde, Mutter! Laß mich mit dir wachen, oder lege du dich schlafen; ich fürchte mich gar nicht, liebe Mutter!" „Du bist ein braver Knabe. Komm', folge mir." Sie ergriff des Knaben Hand und verließ mit ihm die Stube. Es war ein kleines Haus, das sie ganz allein bewohnten. Der Vater hatte sein Zimmer an der entgegengesetzten Seite. Dorthin gieng sie mit Walter und sagte liebevoll: „Setze dich hier in des Vaters großen Sessel, mein Herzens-Walter! Ich habe in der Küche und auf dem Boden zu thun. Willst du hier ruhig warten, bis ich zu dir zurückkehre?" Der Knabe zitterte an allen Gliedern, als schüttelte ihn ein Fieber. Er schaute die Mutter mit großen Augen voll Thränen an und sagte leise: „Du verläßt mich doch nicht auch, liebe Mutter? Kehrst doch wieder zurück zu mir?" „O gewiß, mein gutes, liebes Kind!" versetzte die Mutter, ihn innig küßend, „wir beide wollen uns niemals verlassen, bis es Gottes Wille ist. Mein Walter fürchtet sich doch nicht, allein zu bleiben?" Er ist ja nun der Mutter einziger Schutz. Der Knabe schlang beide Arme um den Hals der Mutter und flüsterte: „Ich fürchte mich nicht, sei ganz ruhig, geh' nun, liebe Mutter!" Der Armen war das Herz zum Zerbrechen; sie verließ rasch das Zimmer. In der Küche zündete sie ein anderes Licht an und schickte sich jetzt mit einem stillen Gebete zu dem schwersten Gange ihres Lebens an.

Das war der Gang zu dem Mörder ihres Gatten, den sie im eigenen Hause verborgen hielt. Noch einmal mußte sie sich niedersetzen, um ihre ganze Kraft zurückzurufen. Der Kelch war zu bitter, der ihr gereicht worden. Und in diesen kurzen Minuten zog die Vergangenheit wie ein Spiegelbild an ihrem Blick vorüber. Sie sah sich als 18jährige Jungfrau, schön und geliebt von allen, die sich ihr nahten, von den Eltern vergöttert, überschlüttet von Freude und Glück. Da trat er in ihren Weg, der jetzt oben in seinem Versteck mit der Blutschuld beladen. Der schöne, junge Offizier blendete sie, gewann ihr Herz; sie durfte ihn lieben, durfte glücklich sein. Dann trat eine schwarze Wolke dazwischen, die reichen, vornehmen Eltern des Lieutenants versagten ihre Einwilligung; er wurde in eine andere Garnison versetzt

sie sich gegenseitig geschenkt. Die größte Freude empfand und er vergaß auch bald die jugendliche Thorheit. Da gieng ein Riß durch ihr Leben, eine Bitterkeit, welche ihre ganze Zukunft vernichten sollte. Der junge Doktor Heinze, welcher sich als Arzt in der Stadt niedergelassen, bewarb sich um ihre Hand; sie reichte ihm dieselbe, ohne ihr Herz zu befragen. Diese Uebereilung sollte sich furchtbar an ihr selber rächen. Ihre Ehe wurde freudlos, und als die Eltern bald nach einander starben, als sie keine Seele mehr besaß, der sie ihr Leid klagen konnte, da schien sie mit sich selber und der Welt zu zerfallen. Ihr einziger Trost war der kleine Walter, denn zu mancherlei Fehlern des Vaters kam die furchtbarste Eifersucht, welche aus der frühern Neigung noch jetzt ihr ein Verbrechen machte und ihrem Trübsinn zur Untreue stempelte. Um ihr Unglück zu vollenden, kam jener Offizier wieder in die Garnison von Schleswig, und schien auch jetzt nichts Besseres zu thun zu haben, als die frühere Geliebte mit unverschämten Aufmerksamkeiten verfolgen zu wollen. Eine furchtbare Zeit begann jetzt für die Arme. Ihr Gatte ergab sich dem Spiel und Trunke — die Sorge, welche sie niemals gekannt, die Sorge ums tägliche Brod, kehrte mit ihrer ganzen Bitterkeit ein; sie mußte dem Lurus entsagen und that es ohne Bedauern; die kostbare Einrichtung mußte einer bescheidenen weichen, die geräumige Wohnung gegen ein kleineres Haus vertauscht werden. Sie ergab sich in alles ohne Klage, ohne Murren. Keine Hilfe stand ihr mehr zur Seite; sie arbeitete selber für den ausschweifenden Mann, für ihre beiden Kinder. Alle diese Bilder zogen in wenigen Minuten an der Seele der unglücklichen Frau vorüber, welche am heutigen Abend alle Bitterkeiten des Lebens bis zur Neige durchkosten mußte. Und jetzt sollte sie dem Verderber ihres Jugendglücks, dem Mörder ihres Vaters zur Flucht, zur Rettung verhelfen! Sie drückte beide Hände gegen die Stirne, als wolle sie den Verstand festhalten; er drohte bei jedem furchtbaren Gedanken sich zu verwirren. Muth! Muth! flüsterte sie; es muß sein, wandle getrost in Gottes Namen den schrecklichen Weg nach Golgatha! Sie betete still ein Vaterunser und sprach mit fester Stimme die Worte: „Vergieb uns unsre Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern und führe uns nicht in Versuchung!“ Dann nahm sie das Licht und schritt geräuschlos die Treppe hinauf nach der Bodenkammer, wo der Flüchtling in einer begreiflich nicht angenehmen Stimmung seiner Erlösung harrete.

Als Agnes vor ihn hintrat mit dem todtens bleichen, von der Angst und den Schrecken dieser Nacht entstellten Antlitz und den Blick so starr und vorwurfsvoll auf ihn richtete, da wich er zurück und zitterte im Bewußtsein der großen Schuld, welche sein Gewissen drückte, in der Furcht vor der Rache der tödtlich beleidigten Frau. „Mein Gatte ist todt — du bist sein Mörder!“ sagte sie mit dumpfer Stimme. „Ja, ich bin es!“ versetzte er mit einer Art verzweiflungsvollem Troste, „er hat den Tod hundertfach an dir verdient. Höre mich an, Agnes!“ „Ich will nichts hören — entzieh!“ — „Es ist draußen alles ruhig.“ „Ich kann und will nicht fliehen, bevor du alles weißt,“ sprach der Mörder entschlossen, „Agnes, Agnes, laß mich nicht ohne deine Verzeihung gehen. Wie könnte

ich, mit deinem Fluche beladen, noch länger leben?“ „O, das ist furchtbar,“ flüsterte sie; „ist es denn nicht genug, daß ich den Mörder des Vaters dem Arm der Gerechtigkeit entziehe, ihm den Weg zur Flucht zeige? Soll ich eine That verzeihen, welche den Todten wieder erwecken mußte? — Mann!“ fuhr sie in wilder Erregung fort, „du weißt nicht, was du von mir forderst. Das Blut meines ermordeten Vaters schreit in diesem Hause um Rache, mein Kind liegt todt daneben, und du forderst in dieser Minute Vergebung einer That, welche den Tod erheischt! Keine Rache, aber auch keine Vergebung, und nun geh! Ich will den Weg nicht kennen, den dein Fuß zur Flucht sich wählt.“ „So kann mein Blut die That nur sühnen!“ sagte der Mörder leise. „Es wäre eine nutzlose Sühne,“ versetzte die Frau mit fester Stimme; „deine Mitmenschen mögen es erfahren, daß du ein Verbrechen zu sühnen hast — ihr Segen kann auch endlich die blutrotheste Sünde schneeweiß waschen.“ „Ich gehe, deine letzten Worte sollen mich tröstend begleiten, aber — in dieser Kleidung, schon in der nächsten Minute wäre ich verrathen.“ „Ich werde für Kleider sorgen,“ sagte die Frau und entfernte sich rasch. Sie besaß noch einen vollständigen Anzug ihres Vaters. Diese Kleider brachte sie dem Mörder. Hätte sie ihm solche von seinem Opfer geben dürfen? Sie schauderte zusammen und sagte leise: „Vater, vergieb — ich muß mein Werk vollenden!“

Als sie das Letzte vollbracht, gienz sie zu ihrem Kinde. Es lag in des Vaters Sessel und war sanft entschlummert. „Danke dir, mein Gott, für diesen Schlaf,“ flüsterte sie. Wie bebte sie, als die Hausthür leise geöffnet wurde; der Mörder verließ das Haus. Der reiche, vornehme Mann irrte einsam und von einem blutigen Schatten gejagt durch die dunkle Winternacht. Der schneidende Wind segte den Schnee in Haufen zusammen, daß er oft schon glaubte, hier elendiglich umkommen zu müssen. Es war eine furchtbare Neujahrsnacht für den stolzen Mann. Von der Stadt her trug der Wind die Klänge eines Choral: „Nun danket alle Gott!“ Er stand still und lauschte hinüber und lauschte dem bekannten Ton. Dann irrte sein Blick schon zum dunkeln Himmel empor. Mußte nicht auch er, der Mörder, in dies Danklied einstimmen? — Während er im Dunkel der Nacht verschwand, saß die unglückliche Frau daheim und betrachtete in lautlosem Schmerze ihr todttes Kind. Sie hatte keine Thränen mehr, der Born war versiegt, erstarrt von dem Ungeheuren, das die letzten Stunden des alten Jahres ihr aufgebürdet. Es war ihr nicht möglich, die Leiche des Vaters zu sehen. Sie hatte den Mann ja niemals geliebt — das war der Fluch ihres Lebens!

II.

Ein Jahr war seit jener furchtbaren Neujahrsnacht verflossen. Der Mörder war entkommen, die Verfolgung auch nur lässig betrieben, er war ja ein reicher vornehmer Mann. Man hatte nichts von ihm gehört und die Geschichte der Mordnacht war vergessen. Es war am Weihnachtsabend. In der kleinen Wohnung der Witwe Heinze war es traulich und still. Mutter und Sohn saßen vor einem Tische und erfreuten sich der kleinen Gaben, welche

dabei sicherlich die Mutter, hatte Walter ihr doch heimlich ein Probestück seines Talents geliefert — einen Christuskopf aus Holz geschnitten. Die verständige Frau hatte längst das entschiedene Talent des Sohnes für Bildhauerei erkannt, aber diese Arbeit in ihrer ganzen sorgfältigen Ausführung erfüllte sie mit Stolz und Freude. „O, hätte ich die Mittel zu seiner Ausbildung!“ So klagte es dabei in ihrem Innern, und die Hoffnungslosigkeit trat an die Stelle der Freude; konnte sie doch mit Mühsamkeit nur mühsam und kümmerlich die Mittel zu ihrer Existenz aufbringen. Da klopfte es an die Thür. Walter öffnete rasch. Es war der gute Doktor, welcher seit jener schauerlichen Katastrophe ihr treuer Freund und Beistand geblieben war. „Ich kam hier vorüber,“ sagte er, „und mußte doch einmal hereinschauen, wie Sie, meine liebe Freundin, den heiligen Abend verleben!“ „Wir freuen uns an unsrer Bescherung,“ versetzte Frau Heinze lächelnd. „Sehen Sie nur, Herr Doktor, was mein Walter heimlich fertig gebracht.“ Der Doktor betrachtete aufmerksam die Arbeit des Knaben, der mit glühendem Antlitz und klopfendem Herzen dabei stand. „Brav, recht brav, mein Sohn!“ sagte er endlich, „in dir steckt ja ein wahrer Künstler. Ein solcher möchtest du doch wohl am liebsten werden?“ „Ach ja, Herr Doktor!“ nickte Walter mit einem tiefen Athemzuge. „Wie alt bist du denn eigentlich?“ „13 1/2 Jahre?“ bemerkte Walter. „Dann könntest du übers Jahr aus der Schule kommen,“ fuhr der Doktor sinnend fort. „Hören Sie, liebe Freundin, der Walter muß mehr Unterricht haben!“ „Ja, das ist leicht gesagt, aber“ — — „Ich weiß Rath, wenn Sie nur nicht zu stolz sein wollen.“ Er blickte sie dabei gutmüthig lächelnd an. „Woher sollte ich den Stolz nehmen, mein alter Freund?“ seufzte sie trübe lächelnd. „Aus Ihrem eigenen Selbstbewußtsein, meine verehrte Frau!“ erwiderte der Doktor lebhaft! „Dürfte ich um eine Erläuterung bitten?“ „Gewiß, es betrifft ja die Zukunft Ihres kleinen, zukünftigen Thorwalbshens hier — denn geringer thut er's sicherlich nicht. Ich habe einen Kranken, einen reichen, menschenfreundlichen Mann, der die Linke niemals wissen läßt, was die Rechte spendet. Mich hat er seit geraumer Zeit zu seinem Almosenier ernannt und mir erst heute wieder eine namhafte Summe zur heimlichen Unterstützung irgend eines bedeutenden Talents übergeben. Diese Summe werde ich Ihrem Walter zuwenden.“ „O mein Gott, Herr Doktor!“ stammelte die Witwe verwirrt und überrascht. „Welche Bescherung, wie soll ich Ihnen danken, mein verehrter Freund?“ „Das soll der Zukunftskünstler hier thun,“ lachte der Doktor vergnügt, „abgemacht also, nach dem Feste werden wir gemeinschaftlich berathen.“ Er brückte Mutter und Sohn die Hände. Fröhlich kam der Doktor in sein Haus zurück, wo ihn seine Familie bereits zur Weihnachtsbescherung erwartete. Er gieng jedoch erst auf sein Zimmer und nahm aus einem verschlossenen Fache seines Schreibtisches einen Brief, den er noch einmal sorgfältig durchlas. Derselbe lautete:

„St. Croix, im August 1837.

Mein verehrter Herr Doktor!

Erschrecken Sie nicht, wenn Sie nach der Unterschrift sehen und den Namen eines Mannes lesen, der damit seine Freiheit, ja sein Leben preisgibt. Aber mögen Sie mit diesem Briefe

thun, was Sie nach Ihrem Gewissen für gut finden — ich konnte nicht anders. Die Schuld, welche mich wie ein Fels drückt, zwingt mich die Feder in die Hand, um das Aßl, welches der Mörder gefunden, zu verrathen. Ich erfuhr schon, bevor ich die Heimat verließ, daß die unglückliche Witwe an Ihnen einen treuen Freund gefunden, ich setze dieses noch voraus und richte deshalb dieses Schreiben an Sie mit der Bitte, mein Bekenntniß als eine Beichte, von der Reue diktiert, anzunehmen, und mein Testament auszuführen. — Ich suchte in jener unglückseligen Nacht Streit mit dem Gatten der Frau, welche ich noch immer liebte. Seine wilde Eifersucht bot mir die trefflichste Gelegenheit dazu — der Wein that das Uebrige. Ich trage heute noch einige Zeilen der unglücklichen Frau auf der Brust, welche sie, draußen in Schnee und Kälte des unwürdigen Gatten harrend, zu ihm hineinsandte, um ihn an das Lager des sterbenden Kindes zu rufen. Diese Bitte verlächte der Trunkene mit schneidendem Hohne, ich entriß ihm das Papier, durchlas es und steckte es zu mir, indem ich dem Unwürdigen einen Schurken ins Gesicht warf. Was dann geschah, — Sie wissen es. Ich entfloß, — wohin? — Zu ihr, der Gattin des durch mich Gemordeten! — Und sie, die edle, anbetungswürdige Frau, deren Herz ich mit Füßen getreten, welche in mir den Mörder ihres Glückes und des Vaters ihrer Kinder haßten und verabscheuen mußte, sie rettete mich und anstatt ihres Fluches gab sie mir den Trost mit auf meinen dunkeln Weg: „Sühne an deinen Mithrüdern, was du verbrochen, und ob deine Sünde blutroth ist, so wird sie doch schneeweiß werden!“ Ich gieng in jener Nacht einen furchtbaren Weg, ihr Trost geleitete mich durch Finsterniß und Gefahr. Bei Freunden erhielt ich weitere Hilfe, auf daß ich nach Hamburg gelangen und von da auf einem Schiffe nach der dänischen Insel St. Croix in Westindien, wo ein Onkel von mir lebte, entkommen konnte. So bin ich hier, aber das Gewissen läßt mir keine Ruhe. Ihr bleiches Bild, von Jammer und Noth entstellt, verfolgt mich im Wachen und Träumen. Ich bin reich, mit irdischen Gütern überreich gesegnet. Ich lege diesem Schreiben eine Banknote bei und bitte Sie, verehrter Herr, die Witwe des Gemordeten heimlich damit zu unterstützen. Sie werden an jedem Sylvester eine gleiche Summe gegen Quittung von einem Hamburger Handelskaufe, dessen Adresse ich beifüge, erhalten. Ich vertraue Ihrer Klugheit und Rechtschaffenheit; aus meiner Hand würde sie nichts annehmen. Ich verharre mit Hochachtung.

Ihr Ergebener

Charles von Thorstedt.

„So,“ sagte der Doktor, als er den Brief zu Ende gelesen, „jetzt habe ich eine große Pflicht zu erfüllen, das bin ich meinem eigenen Gewissen schuldig.“ Er verschloß sorgfältig die Banknote, welche ein kleines Kapital repräsentierte, und gieng dann in stiller Heiterkeit zu den Seinen, um an deren Weihnachtsfreude theilzunehmen.

III.

Wir überspringen einen Zeitraum von 7 Jahren. Es war im April 1844, als sich ein junger, schöner Mann aus den Armen seiner weinenden Mutter losriß, um den ersten selbständigen Ausflug in die Welt zu wagen. „Weine nicht, liebe Mutter!“ sprach Walter Heinze, der junge Bildhauer. O, sei stark, du treues Herz, auf daß dein Sohn getrostes Muthes hin gen Sünden, nach der Wiege und Pflanzstätte der Kunst eilen kann, um das zu werden, was er einst in der furchtbarsten Stunde seines Lebens dem todtten Schwesterchen gelobt.“ Ziehe hin

in Frieden, mein guter, braver Sohn!" versetzte die Mutter, ihre Thränen trocknend, „du hast mir dein ganzes Leben lang schon so viel Freude gemacht, daß mein allerbestester Segen das Wenigste ist, was ich dir mitgeben kann. Ermahnungen und Lehren aller Tugenden sind dir ins Herz geschrieben, — Gott sei mit dir und deinem Thun!" Noch eine lange, stumme Umarmung und dann ein rascher Abschied. Walter ließ sein Gepäck nach der Post vorausbringen, er selber hatte noch etwas auf dem Herzen, worüber er vor seiner Abreise Klarheit haben mußte; zwei Dinge, welche ihn seit 7 Jahren wie eine schwere Last gebrüht hatten. Das war der Mörder seines Vaters und sein geheimnißvoller Wohltäter. Beide kannte er nicht. Niemand hatte ihm den Namen des Mörders genannt und auf seine Fragen hatte die Mutter stets mit einem wehmüthigen Kopfschütteln geantwortet. Dann hatten die Studien sein ganzes Sinnen und Denken beansprucht, der Doktor hatte Wort gehalten, Walter wurde sorgfältig unterrichtet, um Geist und Talent gleichmäßig für seinen künstlerischen Beruf zu bilden und vorzubereiten. Nach dem Abschied von der Mutter lenkte er den eiligen Schritt zum Hause des Mannes, dem er so viel zu danken hatte, zu dem alten, guten Doktor. „Ich komme noch einmal zu Ihnen, mein theurer Freund, bevor ich Abschied von der Heimat nehme," sagte er, dem alten Manne die Hand reichend, „ich kann nicht scheiden, ohne Antwort auf einige Fragen zu erhalten, ohne Klarheit und Wahrheit mit mir zu nehmen." „Der Doktor lächelte etwas verlegen, er kannte die Fragen und hatte sie lange aus diesem Munde gesilbctet, doch machte er gute Miene dazu und sagte leichtthin: „Nun, so fragen Sie immerhin, mein junger Freund! Wenn ich kann und darf, werde ich antworten." „Das ist eine fatale Klausel," bemerkte Walter, „doch gleichviel, die Zeit drängt. Meine erste Frage lautet: Wer war der Mörder meines Vaters?" „Ein dänischer Offizier, der Name ist mir im Laufe der Zeit entfallen." „So werde ich ihn aus den Polizei- oder Gerichtsakten erfahren," versetzte Walter mit entschlossenem Tone. „Es ist besser für Sie, demselben nicht nachzuforschen, mein Sohn!" sprach der Doktor ernst, „der Mörder ist jedenfalls unglücklicher als sein Opfer." „Ich will und muß ihn erfahren, Herr Doktor!" rief Walter düster, „draußen in der großen Welt könnte ich mit ihm in Berührung kommen, könnte sein Freund werden. Haben Sie nie an einen solchen entsetzlichen Fall gedacht?" „Das ist unmöglich, mein Freund!" versetzte der Doktor kopfschüttelnd, „jener Mann büßt sein Verbrechen unter fernem Himmel, er wird Ihnen niemals begegnen im Leben." „Sie kennen ihn und wollen mir seinen Namen verheimlichen!" Sie sollen Ihrer Kunst leben und der Mutter Dasein verschönern, das ist eine so hohe, so menschlich schöne Aufgabe, lieber Walter, vor welcher jeder Nachgedanke entfliehen muß. Sie dürfen den Mörder bemitleiden; er war nicht so sehr schuldig, als seine That bekundet; der Zorn ist eine Leidenschaft, zu welcher der Wein nur die Flamme zu schüren braucht, um ein Verbrechen zu schaffen. Wollen Sie mit dem Namen des Mannes einen Skorpion in Ihr Dasein tragen?" „Ich will ihn nicht kennen," sagte Walter nach einer Pause leise, „aber wer ist mein geheimnißvoller Wohltäter?" Wollen Sie mir diese Frage auch unbeantwortet lassen, Herr Doktor?"

„Ich darf ihn nicht nennen," antwortete jener fest. Ueber Walter's Antlitz zog eine dunkle Röthe. „Dann darf ich die Wohlthaten nicht länger annehmen," sagte er langsam. „Unstinn, junger Mann, es ist nur ein Vorschuß, den Sie später mit Zins zurückzahlen können. Uebrigens werde ich Ihnen etwas sagen," setzte er sehr ernst hinzu. „Sie brauchen es nicht als Wohlthat oder Unterstützung anzusehen, es ist eine heilige Schuld aus vergangenen Tagen, welche als Abschlagszahlung Ihnen geleistet wird, darauf mein Manneswort!" Er reichte ihm die Hand, welche Walter ergriff und gerührt drückte. „Ziehen Sie ruhig und in Frieden, junger Freund, ich werde der Mutter Beistand und Schützer sein wie früher, wo sie meiner Hilfe bedarf!" Er schnitt jeden weiteren Dank kurz ab und Walter verließ tiefbewegt das Haus des wackern Mannes, um sofort seine Reise nach Rom anzutreten.
(Schluß folgt im nächsten Jahrgang.)

Das schlechte Brennen von Petroleumlampen

rührt nicht selten von einem feuchten Dochte her. Die zu den Dochten verwendete Baumwolle zieht an feuchter Luft leicht Feuchtigkeit an, wodurch das Aufsteigen des Oels verhindert wird und der Docht rasch verkohlt, so daß eine unvollkommene, rußige Flamme entsteht. Dies kann man verhüten, wenn man den Docht vor dem Einziehen in die Lampe auf einem warmen Ofen trocknet und noch warm in die Lampe einzieht. Ist er einmal warm mit Oel getränkt, so zieht er keine Feuchtigkeit mehr an sich.

Gegen aufgebrochene Frostbeulen

wird folgendes Mittel als probat empfohlen: Fein geschabte Kreide macht man mit gewöhnlichem Thee zu einer steifen Salbe, streicht sie auf ein Stück Leinwand, das etwas größer als das Geschwür sein muß, und legt es auf. Dieses Pflaster wird so oft erneuert, als ein Gefühl von Wärme anzeigt, daß es trocken geworden ist. Nachher wechselt man nur morgens und abends. In 5—6 Tagen tritt gewöhnlich die Heilung ein.

Böse Zungen sind arge Diebe,
Sie stehlen Gold, Ehre und Liebe.
Strafe soll sein wie Salat,
Der mehr Del als Essig hat.

*

Höflicher Mund und hurtiger Hut
Kosten nicht viel und sind doch sehr gut.